

Im Kurhotel.

Humoreske von Marie Haushofer.

Straff eingespannt in ihr guttischen schwarzes Kleid, Kragen und Manschetten von blendender, frisch gebleichter Weiße, ging die verwitwete Frau Marianne Hartlieb in ihrem großen Hotel am Frillensee treppauf, treppab, mit scharfen Augen nach Ordnung und Reinlichkeit spähend. Und wehe dem, den die Blicke der Herrin mühtig umherlungend trafen oder lässig im Dienst! Sie konnte scharf sein, Frau Marianne, und ihre Zunge fuhr wie ein Schwert über den hin, der eine Wiberrede wagte — Mann oder Weib, Obersteller oder Stubensmädchen. Unerfährlich war keiner.

Heute war sie nachdenklich. Ein Hotelbesitzer des benachbarten Kurortes hatte telephonisch angefragt, ob er seinen fünfundsiebenzigjährigen Sohn für die nächste Saison als Volontär schicken dürfe. Frau Marianne hatte die zarte Andeutung wohl verstanden, aber noch schien ihr Töchterchen Tilly ihr zu jung, um an Heirat zu denken, um so mehr als das blonde, hübsche Mädchen sich der büchführenden Arbeit im Bureau des Hotels widmete — mehr zur Freude der Mutter als zu ihrer eigenen.

An diesem Abend nun wollte Frau Marianne zu ungewohnter Stunde, gegen Abend, als schon elektrisches Licht brannte, das Bureau betreten, um eine Rechnung nachzusehen. Ihr Schlüssel ging nicht in's Schloß; der zweite, den Tilly trug, mußte innen stecken. Ah, also war das Kind noch im Bureau! Marianne, erstauet über diesen Fleiß, öffnete die Thür und sah Tilly zwar am Schreibtisch sitzend etwas schreiben, aber über und über roth, mit leicht zitternden Lippen und unruhigen Augen.

Vor ihr stand in einer etwas künstlichen Haltung, als sei er eben vom Schreibtisch zurückgetreten, ein eleganter, großer Mann mit schwarzem Haar, wohlgepflegtem Bart und bläulichem, interessant geschnittenem Gesicht; ein Rumäne, der kürzlich im Hotel angekommen war. Dr. v. Radenschny aus Smilowitz bei Jassy, Gutsbesitzer, hatte er sich in's Fremdenbuch eingetragen.

„Ah, Mama, Du bist's?“ fragte Tilly verlegen.

„Ja, ich bin's,“ antwortete Marianne trocken und heftete einen kühlen, durchdringenden Blick auf den schönen schwarzen Mann in tadellosem Abendanzug.

„Sehr erfreut, Frau Hartlieb!“ begann dieser mit rollendem R's, begleitet von einigen kulturellen Lauten. „Das gnädige Fräulein waren noch so freundlich, mir einige Briefmarken vor dem Souper zu verabreichen! Ich habe so große Korrespondenz nach Rumänien!“

„So?“ entgegnete Frau Marianne kühl dem Mann mit der großen Korrespondenz, „übrigens ist meine Tochter kein gnädiges Fräulein, sondern einfach Fräulein Hartlieb.“

„Empfehle mich den Damen!“ schnarrte er mit einer Verbeugung, fort war er.

Mutter und Tochter standen sich gegenüber, Tilly auffallend betreten, mit rothem Kopf, das schön gebrannte Kopfsaar zerrauft.

„Ich habe Euch wohl gestört?“ sagte die Mutter bitter.

„Ja, wie nicht was Du meinst, Mama?“ rief Tilly. „Wenn einmal ein Herr mit ein freundliches Gesicht macht, gleich bist Du so... Er interessiert sich eben für mich! — Und er ist so unglücklich!“

„So! Er interessiert sich für Dich! Und unglücklich ist er auch noch! Er soll Dich gefälligst künftighin in Ruhe lassen, das werd' ich ihm sagen! Mein Mädel ist nicht zur Unterhaltung für die Götze da! Und Du paßt auf Dich auf! Hörst Du?“

Frau Marianne hatte sich zu sehr geärgert, als sie heringekreten war und dieses deutlich erkennbar Rendezvous gestört hatte. Deshalb ließ sie die Tochter zornig an, und Tilly schlich mit hängendem Kopf davon. Marianne brütete in der Stille des Bureaus, nachdem Tilly wie ein begehrtener Pudel zur Thür hinaus war. Das fehlt ihr, daß die Fremden ihrem Kind den Kopf verdrehen! Da für hatte sie ihr nicht eine auszeichnende Erziehung zuteil werden lassen! Hübsch war sie ja, die Kleine, aber noch so jung! — War am Ende doch dieser große Betrieb mit den vielen Gästen, thürnen, thürnen, nicht das Richtige für solch ein junges Ding? — Die reise Frau hatte selbst allerlei sonderbare Kunden in ihrem Hotel aus- und eingeehrt, mancher hatte bei der jungen Wittve ein sein Glück versucht, keiner reussiert. Marianne war mehr, nichttraulich und kühl tendenziös; aber sie war auch eine orientliche Frau, die innerlich und äußerlich auf Reinlichkeit hielt, und eine Liebelei mit solchem herelaufenen Ausländer, von dem man nicht wußte, woher er kam der Fahrt, noch wie ein Nam' und Art, hätte sie weder selbst noch bei anderen gebüßet, am wenigsten bei ihrem Kind Tilly.

Marianne dachte daran, wie über die breiten Hotelstiegen schon so viele elegante Damen in seidenen Unteröden herabgerauscht, viele destingutete Männer mit englischen Lackschuhen geschritten waren und andere in Lobenswürdigkeit und Nagelstiefeln mit solchen Touristen, und wie keineswegs alle diese Paare standesamtlich zusammengehört hatten, sondern wohl mancher bloß „pro forma“ als „Herr und Frau foundso“ im Fremdenbuch eingetragen waren. Und sie überlegte wohl, daß ihre Tochter nicht „So eine“ werden sollte und beschloß, scharf auf ihr Kind aufzupassen.

„Die Frau“, wie ihre Angestellten Marianne nannten, benohte mit Tilly einen dem Hotel angegliederten neuen Trakt im Gebirgsteil ganz für sich, mit einem kleinen Garten gegen den See hin. In ihrem „buen retiro“ hatte nun Frau Marianne am Abend, als sie beide ruhiger geworden waren, noch eine Auseinandersetzung mit ihrem Kind.

„Jetzt sag' mir, Tilly, ganz ehrlich, was hast Du mit Herrn von Radenschny gehabt? Hab' Vertrauen zu Deiner Mutter, die Dir doch nur Gutes will!“ sagte sie, indem sie sich auf Tilly's Bettrand setzte, die schon im weißen Reste lag.

„Du hast mich ja gar nicht reden lassen, Mama,“ antwortete Tilly mit Thränen in der Stimme, „und ihn mit so bösen Augen angeblickt, daß er gleich fortgegangen ist! Aber weicht Du, Mama, er ist ganz anders als Du denkst! So edel und vornehm — und überhaupt! Gleich anfangs hat er mir so gefallen, das erste Mal, wie er in's Bureau zu mir gekommen ist; da hat er mich „Mademoiselle“ angeredet und nur französisch gesprochen.“

„Aber er kann ja ganz gut Deutsch!“

„Ja, aber er hat mich für eine Französin gehalten, weil ich so schön angezogen bin, meinte er, und so viele „tenuer“ und „charme“ hätte! Und dann hat er mir von seinem Vaterland erzählt, und daß er durch politische Wirren und Volksaufstände so viel Unglück auf seinen Gütern gehabt hätte.“

„Politische Wirren? Aber in Rumänien ist ja alles ganz ruhig! Er hat „schemin's“, eine eigene Geographie, dieser Herr!“

„Ah, Mama, das kannst Du nicht so beurtheilen; und dann bin ich ihm öfter begegnet, auf den Gängen, auf der Treppe, im Vestibül, und er hat sehr oft was im Bureau geholt bei mir, Lesepapier oder so! Dabei hat er mich immer so tief angeblickt, aus seinen dunklen, ausdrucksvollen Augen — er sieht so ungeheuer interessant aus, blaß, er ist auch etwas herzerleidend; und er meint, die Liebe zu einer schönen sanften, blonden Frau in einem stillen Heim könne ihn genesen lassen! Er ist so viel herumgewandert in der Welt, und er sucht Frieden! — Du imponirst ihm auch sehr, Mama; eine thätkräftige, tüchtige, ausgezeichnete Frau und eine vorzügliche Mutter!“ sagt er.

Vortreffliche Mutter! Marianne hörte ordentlich die R rollen in Gedanken. Also mit solchen Sprüchen hatte er ihren Lieblich gefordert! Die gewöhnlichen Redensarten des Abenteuerers! Und das junge Ding in seiner kindlichen Eitelkeit war ihm auf den Leim gegangen — sie war ja ganz sein Echo! Natürlich! Die Erlösung für den dämonischen Weltwanderer — Sentia, Elisabeth — das lockte jede Zwanzigjährige.

„Hat er Dich gefügt?“ frug sie plötzlich.

„Ah, Mama! aber nur heut — im Bureau. So — mit Leidenschaft, wie in einem Roman! Und er hat gesagt, wie er sich nach einem Heim sehne — grad ehe Du kamst! Sicher wollte er mit eben einem Antrag machen — da bist Du herein gekommen.“

Da war sie heringekommen, Gott sei Dank, rechtzeitig. — Also heirathen wollte dieser Abenteuerer — denn daß er das war, stand bei Frau Marianne fest, einheirathen in ein blühendes Geschäft! Nein, dafür hatte sie nicht gearbeitet, nicht für diesen Schwiegerohn! Frank war er auch noch! — Sie harrete vor sich hin.

„Du bist so still, Mama, was hast Du denn? Jetzt hab' ich Dir alles erzählt!“

„Ja, mein gutes Kind; und jetzt wollen wir's beschlafen; ich bin müde! Gute Nacht!“

Aber sie warf sich lang in ihrem guten, breiten Messingbett hin und her; und immer gingen die Gedanken denselben Kreislauf. Was sollte sie thun? Eine andere Mutter war glücklich, sie konnte dem unwillkommenen Freier der Tochter einfach das Haus verschließen; sie nicht, ihr Haus stand jedem offen, der besahnte, dachte sie bitter. Also Tilly fortzuschicken! Wohin, wo sie nicht von einem Mitgiftjäger zu erreichen wäre? Es gab postlafernde Briefe, auch wenn man das Kind beaufsichtigte. Ihr offen und direkt entsaentretten, faen, daß dieser Mann keine Partie für sie war, daß er keinen Beruf, keine Heimath, nicht ein Geld und keinen Charakter besaß?

Marianne verwarf es als ganz aussichtsloses Mittel — sie dachte an

heißer, jugendliche Kämpfe, die sie selbst mit ihren Eltern ausgefochten hatte, weil sie, ein reiches Mädchen, den jungen Hotelbesitzer hatte heirathen wollen, dessen Haus damals noch kein moderner Kulturstort war. Sie wußte, daß Widerstand nur den Troß der Jugend steifte. Und — konnte sie Tilly beweisen, er sei nur Abenteuerer, dem es nur um Verjorgung zu thun, dem das Mädchen Nebenfache war? Wußte sie es selbst? Konnte sie fragen, Erundigungen einziehen, ehe er sich ausgesprochen hatte? Plötzlich kam ihr ein Gedanke; sie lächelte; darüber schlief sie ein.

Am nächsten Sonntag Mittags war Doktor von Radenschny Gast in dem villenartigen Anbau, den Frau Marianne mit Tochter benohte. Er hatte sofort angenommen, als Marianne andeutungslos erwähnte, daß Stammgäste des Hotels bisweilen freundschaftlich in ihrem Haus verkehrten. Das Mittagessen war vorzüglich gewesen, die Weine großartig, Marianne, die gefürchtete, scharfe Frau, ungewöhnlich hübsch und freundlich; Tilly still und verschüchtert in Gegenwart der Mutter — er hatte sie seit fünf Tagen kaum mehr sprechen können —, wirkte eigentlich langweilig und verblüht neben der lebhaft angeregt plaudernden Frau, die scherzhaft von allerlei Menschen erzählte, berühmten und originellen Besuchern des Hotels. Sie war auch noch konservativ für ihre zweiundvierzig Jahre, Frau Marianne, und Doktor Radenschny theilte eigentlich die allgemeine Vorliebe der Slawen für äppische Frauen. Während sie ihm beim Dessert einen Pfirsich schälte, fühlte er plötzlich unter dem Tisch eine kleine Lackstuhlpuppe auf seinem eleganten, etwas engen Stiefel; der schöne Rumäne warf einen fragenden, feurigen Blick auf Tilly — die sah aber eben da und harrete auf ihren

Teiler. Junge Mädchen sind auch selten so aggressiv, dachte der interessante Frauenteiler; er sah nach der anderen Seite und begegnete dem verständnisvollen, lächelnden Auge der reifen Frau. Sollte sie so leicht zu erobern sein, noch so warmblütig und temperamentsvoll, die Frau, die mit ihrer Hand einen glänzenden Besitz, sorglose Daseinsformen zu verleben hatte? Er war durch seine Schönheit an rasche Erfolge bei Frauen gewöhnt, und so eitel, daß ihm in dieser Hinsicht nichts wunderte. Lächelnd neigte er sich zu Marianne und stieß mit dem noch gefüllten Weinglas an das ihre. „Es lebe die Jugend, die Schönheit, die Liebe!“ Sie that ihm Bescheid und stieß mit Tilly an.

„Die Jugend — das bist Du!“ sagte sie liebesmüde, aber Tilly machte ein müffiges Gesicht, das ihr gar nicht stand, und schmeig.

Ihr war die Mutter unbegreiflich, und der Horn drohte sie fast zu erschrecken; zurecht war die Mama so ablesend, und jetzt lotterte sie ja förmlich mit ihm! Und er — der Interessante, der Vornehmer, der Ursprüngliche, mit dem sie so heißes Mittelstück gehabt hatte —, er sah sie ja gar nicht mehr! Ueber sie weg blickte er nur mehr zur Mutter — und die war doch eigentlich schon eine ganz alte Frau. Das heißt, heute sah sie gar nicht so aus, mit den hochaufgetürhten und gemelten Scheiteln, in der silbernen Seidenbluse, die gut zu ihrem brünetten Teint paßte. Tilly war auf einmal scharfsichtig, und eine wilde Eifersucht auf ihre Mutter presste ihr Herz zusammen.

„Worum so still, Fräulein Tilly?“ frug Radenschny leise, seine schwarzen Augen tief in die ihren tauchend, als man sich erhob, um zum Kaffee auf die Veranda zu gehen.

„Sie sprechen ja nur mit Mama, ich bin Luft für Sie“, antwortete Tilly schnippisch.

„Närrchen, ich muß Ihre Mutter doch für uns gewinnen!“ Er drückte heimlich Tilly's Hand.

Es beruhigte sie nur halb. Sie sollte noch mehr leiden.

In den nächsten Tagen sah sie oft ihre Mutter und Radenschny zusammen sitzen und plaudern. Er sah immer heiterer, immer weniger leidend und schmerzhaftig aus. Abends holte Radenschny Frau Marianne und Tilly zu einer Fahrt auf dem See ab, der jetzt im Vollmondchein zauberhaft glänzend dalag.

Radenschny ruderte, die Mutter sah im weißen Licht mit schimmerndem Gesicht am Steuer, Tilly verbissen und schweigend am Bug des kleinen Schiffes, so daß Radenschny ihr den Rücken wendete. Das junge Mädchen launete auf jedes Wort, das die beiden sprachen, meist unverständliche Dinge, von weiten Reisen, die der Rumäne gemacht hatte.

„Ah, das herrlichste Ziel bleibt doch immer ein ruhiges Heim, eine treue fortoende Frau; hier ist es so still, ich möchte nie mehr hinaus in's Getriebe der Welt. Wie sagt Ihr Dichter?“

Da draußen, stets betrogen, Saut die geschäftige Welt... „Ja“, erwiderte Marianne, „oder Selia, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt — Einen Freund am Busen hält und mit ihm genießt...“

Aber in einem Hotel kann man sich natürlich nicht vor der Welt verschließen. „D, das macht nichts; aber einen

Freund am Busen hält — das ist jetzt gut gesagt.“

Marianne wendete mit verhaltenem Lachen ihr Gesicht in den Schatten.

„An's Ufer zurückgekehrt, sprang Tilly mit wilder Hast aus dem Schiffchen und stürzte davon.“

„Wo laufft Du denn hin, Kind? Bleib' doch da!“

Hinter dem nächsten Koniferenbäumchen blieb Tilly stehen. Alles in ihr war aufgewühlt. So falsch konnte die Mutter sein, — so — so — ihr alles nehmen, was sie besaß und immer noch heucheln, daß sie ihr Kind jätzlich liebe! Das Taschentuch an den Mund gepreßt, stand Tilly da und frug sich verzweifelt, ob sie sich nicht am besten in den See werfen sollte — jetzt — da — gleich vor den Uebelthätern, und ihrem ungeliebten Desein ein Ende machen!

Da sah sie, wie die beiden langsam von der Balustrade am Ufer heranzuwandeln und auf einer mondbelegten Steinbank nicht weit von ihr Platz nahmen. Es wäre übermenschlich gewesen, nicht zu hören. Aber sie konnte nicht verstehen, was Radenschny leise sprach; er beugte sich intim zur Mama hinab, sein schöner schwarzer Bart schloß fast mit dem dunklen Haar der Mutter zusammen. Tilly wollte vorstürzen — schreien — dazwischenfahren; ein paar Aestchen trachten unter ihren Tritten. Da hörte sie die Stimme der Mutter, felsam, scharf, laut und deutlich in der stillen Mondnacht:

„Herr von Radenschny, das ist eine große Ehre für eine einfache Frau, wie mich; aber ich muß darauf verzichten — nicht bloß des beständigen Benehmens halber, das Sie gegen meine Tochter zur Schau getragen haben, sondern auch weil ich Tillys wegen schon seit Jahren beschloßen habe, mich nie wieder zu verheirathen und ganz für mein einziges Kind zu leben — unbeirrt von jenem Treiben der Welt, das Sie selbst vorhin als „betrügerisch“ kennzeichneten!“

„Betrogen“, corrigirte er mit-münd.

„Betrogen — oder betrügerisch, das ist in diesem Falle gleich! Jedenfalls gedente ich nicht, Tilly einen Stiefvater zu geben, der zuerst hoffte, ihr Mann zu werden! Aber wo ist denn das Kind? Tilly! Komme doch her, Tilly!“ rief sie, so daß das jögern herantretende Mädchen am Arm und ging mit ihr hochaufgerichtet an dem schlägig zusammengeklungenen Radenschny vorüber ins Haus. Auch an diesem Abend sah Frau Marianne lang am Bette ihres Kindes.

„Mama, Mama, wie tonnest Du nur das tun? Und ich war so grenzenlos unglücklich!“ sagte Tilly unter Thränen.

„Lieber weinst Du jetzt, mein Herz, als später! Glaubst Du, die Thränen wären Dir erspart geblieben bei einem Mann, der so niedrig denkt, daß er eben so gut die Mutter nimmt, wie die Tochter, wenn er sich nur rangirt? Oder lieber noch die Mutter, weil ihm da die Verjorgung noch glänzender scheint? Vergeß ihn, mehr ist er nicht werth! Du kannst es, mein gutes einziges Kind!“

„Wirst Du auch wirklich nicht mehr heirathen, Mama?“

„Jetzt, auf meine alten Tage? Nein, Kind, dazu ist mir die Erinnerung an Deinen Vater zu lieb! Man muß einen guten Mann gelannt haben, um die minderwertigen daran zu messen!“

Da gab ihr Tilly mit thränenreichem Gesicht wieder den alten kindlichen Gutenachtkuß. Marianne drückte sie an sich — sie fühlte, daß sie ihr Kind wieder hatte.

Am anderen Nachmittag, als die beiden Frauen beieinander im Bureau saßen, fragte Marianne den Portier:

„Hat Herr Dr. v. Radenschny nicht seine Rechnung verlangt?“

„Nein, Frau Hartlieb, ich habe den Herrn Doktor heute überhaupt noch nicht gesehen; der Herr ist auch nicht zum Diner gekommen, er hat wohl einen Auszug gemacht.“

Dr. v. Radenschny kam an diesem Tage nicht ins Hotel zurück, auch an seinem darauffolgenden. Er war plötzlich abgereist — ohne seine Rechnung von 150 Mark zu begleiden.

Der Klassenerste.

Stizze von Georg Kufeler.

Er war ein hübscher Junge, gesund und gut begabt, und trotzdem ist nichts aus ihm geworden, es ist wenigstens nichts Besonderes aus ihm geworden. Er hatte nämlich in seiner Jugend ein tragisches Schicksal, er wurde der Erste seiner Klasse.

Er selbst hatte es durchaus nicht gewollt; es war ihm so in den Schooß gefallen, und er machte sich anfangs wenig aus der Ehre. Aber die Eltern! Die Mutter belohnte ihn mit einem Kuß und einem großen Stück Schokolade, der Vater dagegen sagte straff: „Bravo, mein Sohn! Aber laß ihn Dir nicht wieder nehmen, den Platz, kann man noch mal was aus Dir werden.“

Emil Fromm hatte eine leise Ahnung, welches Verhängniß ihm drohte. Deshalb machte er einige Anstrengungen, seine Würde wieder loszuwerden. Er suchte sich zu einem gefunden Schlingel und anständigen Straßensungen umzuformen, aber damit kam er bei Eltern und Lehrern schlecht an. Nicht die geringste Kleinigkeit ließ man ihm hingehen. Jetzt er seine Hosen im Kampfe mit den Kameraden oder in den Borne, zeigte er seine Wüße schief auf den Kopf, oder steckte er die Hände in die Taschen, entwarf er seine Zeichnungen an der Schulwand oder an des Nachbarns Platte, immer hieß es: „Emil, so etwas darf der Erste der Klasse nicht thun!“

Einmal stieg er mit Fritz Frey, dem Klassenbesten, in des Pfarrers Pflanzgarten, aber beide wurden er-tappt und vor den Lehrer geführt.

„Emil, Emil“, sagte der Gestrenge tiefgetrückt, „das hätte ich nicht von Dir gedacht! Aber ich kann mir's denken, der Fraupels, der Fritz, hat Dich verführt.“

„Oh ja,“ sagte Fritz Frey ganz offenerzig, „ich hab' ihn ver-schümmelt.“

„Merke Dir, Emil, der Erste der Klasse muß ein Charakter sein, er darf sich niemals zum Bösen verleiten lassen.“

Emil hat auch niemals wieder Pflanzel gemauert, und so blieb er bei der nächsten Verjorgung doch mit genauer Noth der Erste.

Aber noch einen ernsthaften Versuch machte er, wieder ein anständiger Junge zu werden. Zunächst schmierte er seine Arbeiten, aber da bekam er gleich zu hören: „Emil, von dem Ersten in der Klasse erwartet man, daß seine Arbeiten aussehen wie getrocknet.“

Aber diesmal gab Emil nicht so fort nach, er ward rechtchaffen faul, und damit das nicht auffalle, mogelte er, fiel aber halb damit hinein. Der Lehrer ließ ihn herauskommen.

„Emil“, sagte er, „Emil! Emil!“ dreimal im Gange und im vorwurfs-vollen Tone, „wie kannst Du mir so etwas antun! Komm Du auch mal heraus, Fritz Frey.“

Fritz Frey kam auch, er kam mit dem Gesicht eines Dulders, der künftiger Siege gewiß ist.

„Sieh mal, Emil“, sagte der Lehrer sanft, „hier hast Du ein abschret-tendes Beispiel, wohn Frauheit und Mogelei schlafen: auf den untersten Platz in der Klasse und späterhin auch im Leben... Emil, Du bist der Erste! Stellung und Begabung verpflichten, Emil, aus Dir kann noch einmal etwas Bedeutendes werden; aber Du mußt mir versprechen, niemals wieder zu mogeln.“

Emil versprach es unter Thränen, und leider hat er sein Versprechen auch gehalten. Es erschien doch auch gar zu schredlich, so tief sinken zu können wie Fritz Frey.

Das war das letzte Juden der Persönlichkeit. Bald erwachte auch der Ehrgeiz in ihm, und da war gar nichts mehr zu wollen, er blieb, und war, der Klassenerste; Fritz Frey aber blieb sitzen, und das nicht bloß einmal. Niemals versuchte Emil wieder, über das Lau zu schlagen, und er führte einen Wandel, der Gott und allen braven Menschen wohlgefiel. Er war so jämmerlich vollgestopft von Wissen und Moral, daß er nichts mehr riskirte, aber auch gar nichts mehr.

Jahre sind seitdem vergangen. Auf einer größeren Station sehen ein D-

Zug und ein Lokalzug zur Abfahrt bereit. Zwei Herren stoßen aufeinander, der eine mit flotten Schurrbart und frischem Wesen, und dabei mit einem Zug von Energie und Entschlossenheit im Gesichte, der andere glattrasiert, bleich, mit stiller Dulbermiene.

Der Energische bleibt überrascht stehen und ruft: „Herr Fromm, wenn ich nicht irre?... Ja, wahrhaftig, Du bist es, Emil! Wie kennst Du wohl nicht mehr? Frey, Fritz Frey, der Schlingel, weicht Du noch, mit dem Du im Pfarrgarten Pflanzel gestohlen hast?“

Der Andere, sehr überrascht, erwidert: „D, da freue ich mich aber wirklich! Ich habe Dich nicht wieder-gesehen, seitdem Du aus der Schule bist.“

„Ja, sag's nur: herausgeworfen worden bist!“ fällt der andere lächelnd ein.

„Und was ist seitdem aus Dir geworden?“

„Ach, ich habe viel probirt. Was ich jetzt bin? Kaufmann, Großhau-mann, wenn Du willst. Ein paar gute Schläge sind mir gegült, so namentlich mit meiner Frau. Ein Prachtmensch, weicht Du. Jetzt um-spannen die Unternehmungen von Fritz Frey u. Co. so ungefähr die ganze Welt. Du kommst doch mal nach Hamburg? Da besuch mich, ja? Hier meine Karte — abgemacht! Wir werden uns sehr freuen; ich habe immer einen kolossalen Respekt vor Dir gehabt.“

„Bitte Platz zu nehmen!“ maunt der Zugführer des D-Zuges. Fritz Frey steht auf der Plattform und reicht dem Schultameraden die Hand herunter.

„Und was ist aus Dir geworden, Emil? Scheinert Rath doch minde-stens! Du, der Erste in der Klasse!“

„Ach, ich bin nie aus der Schule herausgekommen!“

„Schulmeister? Ach, Du lieber Gott!“ entfährt es dem früheren Blud unwillkürlich.

„Aber mit der Zeit werd' ich noch 'mal Professor!“

„Ah,“ sagt der andere voller Bewunderung, „dann aber nichts mehr hinaufziehen, denn der Zug steht sich in Bewegung.“

Sinnend schaut der künftige Pro-fessor dem Abfahrenden nach. Um seine Mundwinkel zuckt es, in seinem Herzen gährt es... Was geht in seiner Seele vor? Verant er, daß er in früheren Jahren nicht häufiger Pflanzel gemauert und in der Schule gemogelt hat?

Er scheint sich in sein Schicksal zu ergeben. Langsam klettert er in den Lokalzug — auf der anderen Bahn-scheitelle.

Die beiden jüngsten Königinnen

Europa's, Wilhelmine von Holland und Viktoria von Spanien, sitzen in ihrer Toilette die höchste Einfachheit. Beide tenten kein anderes Parfüm als Kö-nigliches Wasser. Eine spanische Prinzessin soll, als sie den Puktsch der neuen Königin des Landes gesehen hatte, etwas geringschäßig gesagt haben, daß man sich „etwas weniger Interessantes nicht denken könne.“ Was die Königin Wilhelmine be-trifft, so geht ihre „Eitelkeit“ nur so weit, daß sie jeden Morgen das Kö-nigliche Wasser an der Flamme auf seine Reinheit prüft, bevor sie einige Tropfen in die Waschkübel gießt. Ihre Lieblingsstife ist eine „beschei-dene“ Singierinseife. Dagegen ist die Zarine eine Freundin von Parfüms und gibt in einem einzigen Parfüm-meriegelächst jährlich nicht weniger als 100,000 Kronen aus. Ihr Puktsch ist von gediegenem Silber mit Malachitfäden, und ihre Parfüm-faschen, die mit Gold und mit Edel-steinen geschmückt sind, repräsentiren allein ein Vermögen. Ihr Lieblings-duft ist Veilchen, und zu Beginn des Frühlings pflüden in Graße (Süd-frankreich) Hunderte von Frauen nochselang Weiden, aus denen einzig und allein Parfüm für die Kaiserin von Rußland hergestellt wird.

Wilderer Umstand.

Beamter: „Können Sie nicht le-sen? Das Rauchen ist verboten!“ Fremder: „Ja, aber der Herr da raucht doch auch!“ Beamter: „Aber nicht so ein hundsmiserables Kraut wie Sie!“

Der moderne Göt.



„Das hat nun der Thierhugberein davon, der arme Gaul is ganz genidnt vor Reid!“